**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 31 (1927-1928)

**Heft:** 10

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche

Peru [Fortsetzung]

Autor: Hintermann, H.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-665760

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Im Reiche des Sonnengottes. Reise durch Ecuador und das östliche Beru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

7. Rapitel.

# Sitten und Gebränche ber Urbevölferung des Sochlandes.

Bevor wir unsere Reise über die Ostkordillere nach dem Tieflande des Napo und des Amazonas fortsetzen, sei mir gestattet, etwas eingehender bei den Sitten und Gebräuchen der Urbevölkerung des Hochlandes zu verweilen.

Eine solche Schilderung in einem vorwiegend völkerkundlich orientierten Reisewerk, wie es diese Beschreibung sein will, rechtsertigt sich auß verschiedenen Gründen. Erstens sind die Sitten und Gebräuche der Urbevölkerung der Hochsebenen Ccuadors an sich interessant, zweitens öffnen sie das Verständnis für gewisse Vorstelsungen und Gebräuche der heutigen indianischen Bevölkerung des Hochsandes und drittens endlich zeigen sich in ihnen, wie wir in einem späteren Kapitel noch sehen werden, wertvolle Zusammenhänge mit der Denkweise und den Sitten gewisser heute noch wenig bekannter indianischer Stämme im Quellgebiet des Napo und der benachbarten Ströme.

Die verschiedenen Hochbecken zwischen den beiden Ketten der ecuadorianischen Anden gehören zu den Gebieten alter und zum Teil recht hoher Kultur. Als zur Zeit der Entdeckung die ersten Spanier in diese Gegenden eindrangen und das heutige Ecuador 1532 mit Peru durch Francisco Pizarro erobert wurde, sanden sie auf den Hochslächen zwei noch deutlich von einander verschiedene Bevölkerungsgruppen vor: erstens die um 1450, also nur

Titelbild: Ausgrabungsfunde aus dem alten Ecuador.

furze Zeit vor der Entdeckung, von Peru her eingedrungenen Infas als die herrschende Kaste, und zweitens die von diesen unterworfene Urbevölkerung. Nach den neuesten Unterssuchungen Rivets, des verdienstvollen Mitarbeisters der französischen Gradmessungskommission, läßt sich nun die letztere in sechs verschiesdene Stämme gruppieren, die sich von Norden nach Süden folgendermaßen verteilten: 1. die Pastos, 2. die Caras, 3. die Latacungas, 4. die Buruhaes, 5. die Canaris und 6. die Paltas.

Da sich die Eroberung des Landes von Süden her und nur allmählich vollzog, so leuchtet ohne weiteres ein, daß sich der Einfluß der Er= oberer auf Sitten und Gebräuche der Unterworfenen umso weniger geltend machen konnte, je weiter nördlich diese letzteren wohnten. Wenn man nun bedenkt, daß die Inka-Herrschaft in Ecuador dort, wo sie am längsten bestand, faum ein Jahrhundert dauerte und im äußer= sten Norden überhaupt nur einen Drittel dieses Zeitraumes wirksam war, so könnte man leicht zu der irrigen Auffassung kommen, daß dieser Zeitraum zu einer völligen Veränderung der bestehenden Sitten kaum ausgereicht habe. Dies anzunehmen, wäre jedoch ein Irrtum, weil die Inkas zum Teil systematisch darauf ausgingen, den unterworfenen, kulturell meift tiefer stehen= den Völkern ihre religiösen und politischen Einrichtungen aufzuzwingen, und weil sie sich bei diesem Vorgehen ganz besonders wirksamer Methoden bedienten. Infolgedessen hält es heute schon ziemlich schwer, festzustellen, was von den Sitten und Gebräuchen der Urbevölke= rung ursprüngliches Gut war und was ihr durch die fremden Eroberer aufgezwungen

wurde. Dies gilt insbesondere von dem Sonnenkultus, der nicht nur bei den Inkas und einzelnen Stämmen der Urbevölkerung Ecuadors, sondern auch in Gebieten außerhalb des Inka-Reiches nachgewiesen wurde.

Bei der Betrachtung der ältesten uns bekannten Stämme der Hochebenen Ecuadors finden wir im äußersten Norden, an der Grenze des heutigen Kolumbien, zunächst die bereits erwähnten Pastos. Über die Sprache dieses interessanten Stammes wissen wir leider nichts, als daß sie nicht nur verschieden war von dem später durch die Infas eingeführten Ketschua, sondern auch verschieden von den Idiomen der anderen fünf ältesten Stämme des Hochlandes. Die einzigen Sprachdenkmäler, die uns erhalten blieben, sind eine Anzahl Ortst und Flußenamen, die meist auf die charafteristische Endsilbe quer oder queres ausgehen. Beispiele hiessür sind Tuqueres, Mayasquer, Cuaiquer u. a.

Zurzeit der Entdeckung des Landes durch die Spanier waren die Pastos zwar ein immer noch großer und volfreicher Stamm, aber in ihrer Kultur und ihrem äußeren Ansehen schon arg heruntergefommen. Ühnlich der heutigen indianischen Bevölkerung des Hochlan= des waren sie von einer geradezu abstoßenden Unsauberkeit. Ohne Bosheit, aber feige, wur= den sie von ihren Nachbarn verachtet und unterdrückt. Sie verzehrten, wie noch heute verschiedene tiefstehende Stämme Südamerikas, ihr eigenes Ungeziefer, und von den Inkas wissen wir, daß sie sich von den Pastos als Tri= but alljährlich ein bestimmtes Quantum Läuse abliefern ließen. Ob diese zwar gut gemeinte, aber doch etwas sonderbare Entlaufungs= methode ihren Zweck erreicht oder gerade das Gegenteil bewirkt hat, bleibt freilich dahinge= stellt. Die Häuser der Pastos waren kreisför= mig und befaßen einen Durchmesser von acht bis zehn Metern. Die Wände bestanden aus Lehm, und die Bedachung lieferte das Paramo= gras.

Die Grundlage ihrer Ernährung bildete der Mais; auch wiffen wir, daß bei ihnen, wie bei allen ecnadorianischen Stämmen zurzeit der Entdeckung, die Sitte oder Unsitte des Koka-Kauens verbreitet war. Als Koka bezeichnet man die getrockneten Blätter von Erythroxylon Coca, eines etwa zwei Meter hohen Strauches, der mit seinen kleinen weißen Blüten und seinen glänzend grünen Blättern auffallend uns

serem einheimischen Schwarzdorn ähnlich sieht. Die Blätter des Kokastrauches enthalten das sogenannte Kokain, dessen wichtige arzneiliche Wirkung Sigmund Freud 1884 zuerst fest= gestellt hat. Bon den Indianern der Anden werden die Blätter schon seit den ältesten Zei= ten, mit ungelöschtem Kalf oder Usche gemischt und zu Kügelchen geballt, gekaut. Dieses Mit= tel ermöglicht ihnen das Ertragen außergewöhn= licher Strapazen, ohne daß sich dabei ein Be= dürfnis nach Speise oder Trank geltend macht. Als Urheimat des Kafostrauches müssen vor allem die Täler am Oftabhange der Oft= fordillere, in der Nähe des Ägnators, ange= sehen werden. Erkennbar sind die Kokablätter an den beiden merkwürdigen Blattrippen, die an der Unterseite sichtbar sind und in geringem Abstand nahezu parallel zur Mittelrippe ver= laufen.

Die Sitte des Kokakauens war jedoch keine spezifisch ecuadorianische. Als die Konquista= doren in Peru eindrangen, fanden sie daselbst fast überall, wo Klima und Boden hierfür ge= eignet waren, schon ausgedehnte Pflanzungen des Kokastrauches vor. Bei den Inkas hatte die Koka nämlich etwas Geheiligtes und Ge= heimnisvolles. Der Strauch wurde bei ihnen von Staats wegen angebaut, und die Koka durfte bei keiner Festlichkeit und keinem Opfer fehlen. Bei allen Zeremonien, sowohl den frie= gerischen als den religiösen, wurde sie gebraucht, teils zum Räuchern bei den großen Opfern an den Hauptfesten, teils als Opfer selbst. Wäh= rend des Dienstes im Sonnentempel kauten die Priester Koka; auf keiner Arbeit, die ohne Koka begonnen wurde, ruhte Segen, und dem Strauche selbst wurde göttliche Verehrung er= wiesen.

Diese enge Verbindung mit der heidnischen Religion und ihrem Aberglauben hat, wie Rivet berichtet, zur Folge gehabt, daß die katho-lischen Priester die Sitte des Kokakauens aufsschärfste bekämpften. Der Gebrauch der Kokadurch die Indianer wurde verdammt und versboten. Im Jahre 1567 erklärte eine Kirchenversammlung die Koka für einen "wertlosen Stoff, der zum Mißbrauch geeignet sei und den Aberglauben der Indianer nähre; und ein königliches Dekret vom Jahre 1569 verdammte die Vorstellung, daß die Koka Kraft gebe, als ein "Blendwerk des Teufels". In einem Briefe, den Pater Antonio de Zuniga an Philipp II.

von Spanien richtete, wies er vor allem darauf hin, daß die Sitte des Kofafauens, die nur auf heidnischem Aberglauben beruhe, eine Gefahr für den christlichen Glauben bedeute. In sehr scharfsinniger Weise machte er darauf aufmerksam, daß es zweckmäßiger sei, den Kampf gegen das übel in Ecuador zu beginnen, weil in diesem Lande die Spanier noch nicht wie in Veru eigene große Kokapflanzungen angelegt hätten, um die Blätter mit großem Gewinn an die Eingeborenen zu verkaufen.

Diese lettere Bemerkung Pater Zunigas gibt nach Rivet eine zureichende Erklärung für den merkwürdigen Umstand, daß die Sitte des Kokakauens in Ecuador so gut wie vollständig ausgerottet werden konnte, während sie in Peru bis auf den heutigen Tag bestehen blieb. Dies war dort um so eher möglich, als es auch innerhalb der Geistlichkeit nicht an Leuten fehlte, die der Kokakultur durchaus sympathisch gegenüberstanden. Zu den wärmsten Verteidi= gern der Pflanze gehörte der Jesuit Don Un= tonio Julian, der in seinem "Perla da America" betitelten Werke klagt, daß die Koka nicht statt des Raffees und des Tees nach Europa einge= führt merde. "Es ist traurig," schreibt er, "daran zu denken, daß sich der Arme in Europa dieses Mittel gegen Hunger und Durst nicht verschaffen kann und daß unsere Arbeiter bei ihren langdauernden Anstrengungen der Er= quickung durch diese stärkende Pflanze entbeh= ren müffen."

Doch kehren wir nach diesen Betrachtungen über den Kokagenuß und sein Verschwinden in Ecuador zu den Pastos zurück. Ihnen eigentümlich und in verschiedener Hinficht interessant war die Art und Weise, wie sie ihre Toten be= gruben. Die spanischen Eroberer geben uns zwar in dieser Hinsicht keinerlei Anhaltspunkte. Allein die Ausgrabungen, die von der französischen Gradmessungskommission in den Jahren 1899—1906 vorgenommen wurden, haben hierüber genügend Klarheit verschafft. Wie noch heute die Numo-Indianer am oberen Napo, begruben auch die Pastos ihre Toten in den Hütten selbst und zwar häufig zu beiden Seiten des Einganges. Dabei ist es wahrschein= lich, daß die überlebenden, wie dies bei den Yumbos und Zaparos heute noch geschieht, das Haus nachher vorübergehend oder dauernd ver= ließen. Die Gräber felbst waren sogenannte Schacht= oder Brunnengräber, die an der tief=

stelle häufig noch seitliche Galerien ober Gänge aufwiesen.

Die Pastos müssen übrigens wie die meisten ecuadorianischen Stämme an ein Fortleben nach dem Tode geglaubt haben, denn abgesehen von den sonstigen Grabbeigaben fanden sich



Rokastrauch: Zweig mit Blüten.

neben den Toten auch regelmäßig Rüchensgeräte, Lebensmittel und sogenannte "Chicha", d. h. Maisdier. Gewisse Funde beweisen ferner, daß mit den Häuptlingen auch eine Anzahl Frauen und Diener mitbegraben wurden. Im allgemeinen müssen jedoch die religiösen Vorstellungen der Pastos wenig entwickelt gewesen sein, denn sie besaßen keine Götterbilder wie etwa die Inkas oder andere höher stehende Völsker der Anden; immerhin fanden sich unter ihnen stets auch einige Zauberer.

Die oft sehr reichen Grabbeigaben, namentlich an Sdelmetallen, die man im Hochlande Scuadors und Perus findet, hatten natürlich zur Folge, daß auch unter den Sinheimischen sich zahlreiche Grabsucher, sog. Huaqueros, sinben. Diese Leute entwickeln bei ihrer Arbeit eine große Geschicklichkeit, so daß auch Archäologen von Fach gerne ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

Die Huagueros bedienen sich, um den Boden zu durchforschen, meist eines eisernen Stabes, der T-förmig am Ende eines hölzernen Stieles befestigt wird. Un der größeren oder geringe= ren Leichtigkeit, mit der sich das Eisen in den Boden drücken läßt, erkennen sie die Stellen, an denen der Boden früher gelockert wurde. Die Brunnengräber erkennt man oft auch rein äußerlich an einer freisrunden Vertiefung des Bodens, die ihre Entstehung einer Senkung der bei der Grabanlage aufgelockerten Erde ver= dankt. Daß die Huaqueros bei ihrem Suchen sich vielfach auch von abergläubischen Vorstel= lungen leiten lassen, ist weiter nicht verwunder= lich, wenn man den oft völligen Mangel irgend= welcher Bildung dieser Leute in Berücksichti= gung zieht. So ist z. B. wie Rivet berichtet, unter den Huaqueros und den Einheimischen überhaupt der Glaube verbreitet, daß in dun= keln Nächten, besonders zur Zeit des Neumon= des, Flammen aus dem Boden kämen, an den Stellen, wo sich die vorkolumbianischen Gräber finden. Wenn diesem Glauben wirkliche Be= obachtungen zu Grunde liegen, so könnte es sich höchstens um die Entstehung und Entzündung eines Gases ähnlich dem Sumpfgas handeln. Nach dem Glauben der Eingeborenen verrät eine weißliche Flamme, daß das Grab Silber= geräte, eine mehr gelbliche dagegen, daß es Goldschätze enthalte. Teilt sich die Flamme in mehrere Zungen, die eine gewisse Söhe er= reichen, so kann nach der landläufigen Auffas= sung auf besonders reiche Grabbeigaben geschlossen werden.

Eine oft nicht unwesentliche Schwierigkeit, die nötigen Leute für die Ausgrabungen zu ge= winnen, bereitet dem Wiffenschafter auch der bei den Einheimischen weit verbreitete Glaube, daß die Gegenstände, die sich in Brunnen= oder Schachtgräbern finden, Dämpfe ausströmen, die sie als "Antimonio" bezeichnen und die die Haut entzünden oder verbrennen sollen. Be= teiligen sie sich trotz dieser Furcht an einer Ausgrabung, so führen sie immer einen Topf Wasser bei sich, mit dem sie die zu Tage geför= derten Gegenstände, bevor sie sie ergreifen, reich= lich begießen. Immerhin tragen sie dabei Sorge, nicht das ganze Grab zu durchnässen, weil sonst nach ihrem Glauben dadurch alle noch nicht behobenen Schätze sofort verschwinden würden.

Solche und ähnliche abergläubische Vorstel=

lungen bezüglich alter Gräber finden sich noch heute zum Teil in überraschender Übereinstimmung nicht nur bei den Indianern Ecuadors, sondern auch in Kolumbien und am Paraguah. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Indianer der Höchanden Ecuadors bei der Plünderung antiker Gräber, abgesehen von den erwähnten abergläubischen Vorstellungen, keinerlei Gewissensbisse empfinden, da es sich ja nicht um Christen, sondern nur um sog. "Infieles", d. h. Ungläubige, handle. Im Gegensatz dazu wird die Verletzung eines modernen Grabes allgemein als schweres Verbrechen angesehen.

Von besonderem Interesse in der Geschichte der Pastos ist der Umstand, daß der Bruder des Inka-Königs Huahna-Capac kaum mit seinen Truppen in die im Norden liegende Stadt Pasto selbst eingedrungen war, als ihn die Nachricht von dem ersten Erscheinen der Spanier an der ecuadorianischen Küste plötzlich zur rückrief. Dieser Umstand allein erhellt zur Genüge, daß die vollständige Unterwerfung der Pastos unter die Herrschaft der Inkas jedensfalls nur kurze Zeit gedauert haben kann.

Im Gegensatz zu diesem nördlichsten der ecuadorianischen Stämme hatten dessen südliche Nachbarn, die im Becken von Quito wohnenden Caras, zur Zeit der Entdeckung bereits ihre eigene Sprache verloren und das von den Inkas eingeführte Ketschua angenommen. Obschon von Natur tapfer und streitbar, hatten sie sich doch der überlegenen Kriegskunst des peruani= schen Eroberervolkes nicht gewachsen gezeigt. Immerhin setzten einzelne Stämme der Caras den eindringenden Inkas während nicht weni= ger als siebzehn Jahren einen erbitterten Wi= derstand entgegen, und erst nach einem furcht= baren Blutbade bei Naguarcocha (d. h. Blut= see), in dem alle kampffähige Mannschaft dieser Stämme vernichtet wurde, gelang es den Eroberern, ihre Herrschaft über das Volk der Caras dauernd zu befestigen. Nicht ganz abge= klärt ist nach Rivet die Frage, ob die in der Gegend der heutigen Hauptstadt Quito an= fässigen Quitus zu den Caras zu rechnen sind, oder ob sie als deren Vorläufer betrachtet wer= den müssen.

Merkwürdigerweise besaßen die Quitus eine Sintslutsage, die trotz ihrer offenkundigen Beeinflussung durch die biblische Legende gewisse Züge aufweist, die auf ein sehr hohes Alter hindeuten.

Der Inhalt dieser Sintflutsage ist folgender: Der erste Mensch, mit Namen Pacha, besaß drei Söhne. Diese waren sehr kriegerisch und da sie mit niemand kämpfen konnten, griffen sie die Riesenschlange an und durchbohrten sie mit Pfeilen. Um sich dafür zu rächen, spie die Riesenschlange fortgesetzt so viel Wasser aus ihrem Mund, daß allmählig die ganze Erde davon überschwemmt wurde. Um dieser Sint= flut zu entgehen, bauten Pacha und seine Söhne auf dem Gipfel des Vulkans Pichincha ein Haus, in dem sie eine Menge Tiere und Lebensmittel unterbrachten. Nach vielen Tagen ließ Pacha einen "Ullaganga", d. h. einen rabenähnlichen Vogel fliegen. Allein die Eingeschlossenen warteten umsonst auf dessen Wieder= fehr, denn der "Ullaganga" fand reichlich Nahrung in den Kadavern der durch die Sintflut umgekommenen Tiere. Pacha ließ nun einen zweiten Vogel fliegen, der mit einem grünen Zweige im Schnabel zurückkehrte. Hierauf stiegen alle Bewohner des Hauses in die Ebene von Quito hinunter, von wo sie allmählich die angrenzenden Provinzen bevölkerten.

Auch in den Mythen und abergläubischen Vorstellungen der eigentlichen Caras spielt die Riesenschlange eine bedeutsame Rolle. So glaubten sie, daß im Tale Pimampiro eine Schlange mit furchtbar großen Augen lebe. Dieses Tier, das auf dem Haupte eine Tonsur trug, konnte sich selbst derart in die Länge strecken, daß es einen ganzen Tag brauchte, um einen Weg zu überqueren. Der bloße Anblick dieser fürchterlichen Schlange war gewöhnlich tödlich. Wollte der Indianer trotzdem mit dem Leben davonkommen, so mußte er nach der Be= gegnung ins tiefste Walddickicht fliehen und dort nach dem Genuß von Koka und Salz eine ganze Woche sich jeder Nahrung enthalten. Die Familie des Unglücklichen führte ihn dann, nach Ablauf dieser Frist meist mehr tot als lebend ins Dorf zurück.

Vor der Ankunft der Inkas verehrten die Caras den Himmel und die hohen schneebedetten Gebirge. Auf die letzteren stiegen sie unter Führung ihrer Priester und brachten Opfer dar, wenn sie sich die Gottheiten günstig stimmen wollten. Einzelne Stämme verehrten auch die Riesenschlangen und die Pumas oder Silberlöwen, denen sie oft ihre Kriegsgefangenen opferten. Überhaupt scheint das Menschensopfer bei den Caras ziemlich allgemein vers

breitet gewesen zu sein. Wenigstens wird berichtet, daß auch der König der Caras in Quito anläßlich der Inka-Invasion Kinder beiderlei Geschlechtes opfern ließ, um sich die Götter günstig zu stimmen.

Vor ihrer Unterwerfung durch die Inkas hatten die Caras selbst eine ganze Reihe benachbarter Gebiete erobert. Um ihre Neuerwerbungen zu sichern, errichteten sie jeweilen
in den eroberten Provinzen viereckige Festungen mit einem oder zwei Stockwerken, in die
man nur mit Hilfe beweglicher Leitern gelangen konnte. Im Bentrum der Festung befand sich ein Gebäude, das zur Ausbewahrung
von Kriegsmaterial diente. In der Nähe des
befestigten Punktes gründeten sie stets ein Dorf,
in dem die Offiziere und die Regierungsstatthalter der neuen Provinz wohnten.

Charafteristisch für die Caras sind ihre Hügelgräber. Im Gegensatz zu den Pastos, bie ihre Toten, wie wir sahen, im Sause felbst be= erdigten, begruben die Caras die Leichen weit weg von jeder menschlichen Riederlassung. Der Tote wurde mitsamt seinen Waffen und Schmucksachen auf den Boden gelegt, und hier= auf begannen seine nächsten Verwandten eine Mauer um ihn herum zu errichten. Diese wurde oben abgeschlossen durch eine Art Gewölbe, und auf das Ganze wurden hernach Steine und Erde geworfen, so daß ein Hügel entstand, der je nach der sozialen Stellung, die der Tote zu Lebzeiten eingenommen hatte, größer ober flei= ner gemacht wurde. Die gewöhnlichen Leute aus dem Volk begrub man häufig sitzend. Da= bei steckte man ihnen ein langes Bambusrohr in den Mund, das so geführt wurde, daß das andere Ende aus dem Grabhügel herausschaute. Von Zeit zu Zeit kamen dann die Witwe ober sonstige Verwandte und gossen dem Toten durch dieses Rohr Chicha, d. h. Maisbier, in den Mund. Dieser merkwürdige Brauch zeigt mehr als eine lange Abhandlung, welch große Rolle der Alkohol bei den Hochlandindianern lange vor der Ankunft der Europäer schon spielte.

über die Form der Che bei den Caras geben die Berichte der spanischen Eroberer ziemlich einläßliche Auskunft. Der König oder Schri besaß nur eine rechtmäßige Gattin, daneben aber konnte er so viel Nebenfrauen haben, als ihm beliebte. Auch die Häuptlinge der einzelenen Stämme durften sich eine Mehrzahl von

Frauen halten; dagegen war die Vielweiberei dem Mann aus dem gewöhnlichen Volke untersfagt. Ein gewisser Trost für diesen letzteren bestand darin, daß er eine Gattin, die ihm nicht mehr gefiel, verstoßen und dafür eine andere heiraten konnte.

In übereinstimmung mit dieser Differenzierung im Cherecht wird uns die Staatsform der Caras als eine Monarchie mit stark aristokratischem Einschlag geschildert. Die Gewalt sowohl der Stammeshäuptlinge als auch des Königs vererbte sich unter Ausschluß der Töchter nur auf den Sohn. Immerhin mußte der neue König, bevor er den Titel eines Schri annehmen konnte, durch eine Bersammlung der Adeligen anerkannt werden. Hielt ihn diese für unfähig zur Regierung, so wählte sie an seiner Stelle einen der ihrigen zum König. In gleicher Weise entschied die Versammlung der Adeligen in übereinstimmung mit dem Fürsten über alle wichtigen Fragen der Regierung, insbesondere stand ihr allein der Entscheid über Krieg und Frieden zu. Jede der drei Klassen der Gesellschaft besaß übrigens besondere Abseichen, die sie schon rein äußerlich voneinander unterschieden. Die gewöhnliche waffensähige Mannschaft trug eine einreihige Federkrone, die Häuptlinge und Adeligen eine zweireihige, und der König selbst schmückte sich mit einem großen Edelstein, einem Smaragd, der an der Stirne besessigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Nichtstuerin.

Ein altes Mütterlein hatte eine schöne Tochter. Weil aber die Mutter mit ihren müden Gliedern nicht mehr am Spinnrocken sitzen und den Faden drehen konnte, hieß sie ihre Tochter es tun. Diese war aber zu ihrem großen Kummer zu faul und zu träge zur Arbeit und sie brachte sie nicht dazu, einen Faden anzurühren. Eines Tages sollte das Mädchen wieder am Spinnrad sitzen, tat es aber nicht. Da geriet die Mutter in die größte Wut, nahm einen Stock, prügelte ihre Tochter und jagte sie zum Hause hinaus, indem sie noch ein Stück weit hinter ihr drein lief und schrie: "Ich will sie nicht mehr."

Eben in diesem Augenblick kam ein junger Mann des Weges gegangen, sah diesen Auftritt, hatte Mitleid mit dem Mädchen und sagte zu der alten Frau: "Was macht ihr mit diesem armen Geschöpf? Schämt ihr euch nicht, sie so zu behandeln?" Die Alte erwiderte darauf schlagfertig, aber mit lügnerischen Worten: "Ach, sie hat einen argen Setzfopf, sie will nichts als den ganzen Tag am Spinnrocken sitzen und jetzt hab ich keinen hanf mehr. Dar= um will ich fie nicht mehr, fie soll selber schauen, wer ihr Hanf und Flachs geben will!" — "Und aus diesem Grunde schlagt ihr sie auf solche Art? Wo habt ihr denn euren Verstand? Gebt mir dieses Mädchen zur Frau, alsdann soll sie von mir Hanf bekommen, soviel sie nur will." Die Mutter, froh darüber, diese Faulenzerin auf solche Weise loszuwerden, willigte sogleich ein. Nach furzer Zeit führte der junge Mann

das Mädchen zum Altar und sie hielten Hochszeit. Dann brachte er die junge Frau in sein Haus, und als die Festlichkeiten vorüber waren, kaufte er ihr eine große Menge Hanf, damit sie nach Herzensluft das Spinnrad drehen konnte. Darob geriet die Frau ordentlich in Verlegenheit und Betrübnis, denn sie konnte und wollte nicht spinnen. Was sollte sie mit dem vielen Hanf nur anfangen?

Nach einiger Zeit sagte der Jungvermählte zu seiner Frau: "Morgen geh ich fort in die Welt hinaus, um zu verdienen, und dis ich in einem Jahre und einem Tag wieder komme, muß dieser Hanf zu lauter Faden gesponnen sein." — "Ja freilich," gab die Frau zur Ant-wort, "ganz recht, sei nur unbesorgt, dis übers Jahr will ich dir alles getreulich verarbeiten." Also nahm der Mann Abschied und zog in die Welt hinaus.

Sechs Monate vergingen seit seiner Abreise, und die junge Frau hatte noch kein einziges Mal den Spinnrocken in die Hand genommen. Bald waren auch sieben, acht, neun, zehn Monate verflossen, ohne daß die Faule nur eine einzige Spindel voll Faden gedreht hatte. Immer mehr plagte sie jetzt das Gewissen, je näher der Tag heranrückte, wo ihr Mann zurücksehren scllte; immer mehr geriet sie in Aufregung und Bekümmernis. Und wenn sie auch jetzt hätte spinnen wollen, so hätte ihr tatsächlich die Zeit gesehlt, noch rechtzeitig mit der grossen Arbeit fertig zu werden und ihr Verssprechen zu halten.

Eines Morgens kam ein Brief, worin ihr